

Giekenner Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenner Anzeiger (General-Anzeiger).



Der endlose Weg.

Roman aus Sibirien. Von J. Drenham.
Autorisiert — Nachdruck verboten.
(Fortsetzung.)

4.

Wie aus Stepan's Kindertraum
Wirklichkeit wird...

Der Name des Gefürchteten räumte alle Schwierigkeiten aus Stepan's Weg. War das Dorf groß genug, sich eines Polizeibureaus zu rühmen, so fuhr er nur dort vor, und überließ es den Gendarmen, die Dinge für ihn zu ordnen. Doch auch ohne Polizei und im kleinsten Dörfchen wirkte der Name Paschkin, von dem man in einsamen Hütten sogar schon wußte, daß sein gewaltiger Träger der leibhaftige Teufel sei. Kein Mensch verspürte Lust, gehentzt zu werden, und Stepan bekam Pferde, soviele er nur haben wollte. Auch die Straße war so gut, wie sie nur bei schönstem Wetter sein konnte, und am Abend des fünften Tages kam Stepan glücklich in Selemjinsk an.

„Zwei Rappen? Tiefschwarze Rappen?“ fragte der Polizeichef. „Natürlich. Sie gehören Fedor Urussow. Die Rappen also will Paschkin haben? Ah — er hat sie auf der Durchfahrt gesehen? Hoh, Fedor Fedorowitsch ist sehr stolz auf seine Rappen, aber wenn er das hätte ahnen können, so würde er sie damals weit draußen in der Steppe versteckt haben!“

„Wird er sie hergeben?“

Der Polizeichef machte ein erstauntes Gesicht.

„Freilich,“ lächelte er dann. „Meinst du, wir hätten noch nichts von Paschkin gehört in Selemjinsk?“

Und nach dem Abendessen ging der Chef der Polizei mit dem Abgesandten Paschkins nach dem Hause von Fedor Urussow, der ein schiefes Gesicht zog, als er hörte, daß Stepan Fline aus Irkutsk im Auftrage des Gouverneurs Paschkin mit ihm zu verhandeln wünsche.

„Trinken wir zuerst einen Wutki,“ brummte er.

Sie tranken.

„Paschkin also, Teufel nochmal... Und was will Paschkin von mir?“

„Als Paschkin in hastiger Fahrt auf dem Wege nach Irkutsk hier durchreiste, sah er auf der Steppe zwei tiefschwarze Rappen, die ihm gefielen. Ich soll sie holen.“

„Teufel nochmal!“ brummte Fedor Fedorowitsch, ließ vor Schreck das Schnapsglas sinken und sah den Abgesandten Paschkins mit nicht gerade freundlichen Blicken von oben bis unten an. „Teufel nochmal — die Rappen will er, heh?“

„Natürlich. Mein Wille war es nicht, der mich mit diesem Auftrag nach Selemjinsk führte, doch man schlägt Paschkin nichts ab, wie du vielleicht wissen wirst, Bruder. Er kam in unsere Schmiede, ernannte meinen Vater zum Gouvernementsrat, und befahl mir, deine Rappen aus Selemjinsk zu

holen — alles in fünf Minuten. Am folgenden Morgen nach Sonnenaufgang mußte ich aufbrechen.“

„Teufel nochmal,“ sagte Urussow.

„Also — —“

„Aber — bosse-moi — meine Rappen!“

„Er gibt dir fünfhundert Rubel für die Rappen!“

Urussow's Gesicht hellte sich auf. Das war wenigstens etwas; es hätte Paschkin ja ebensogut in den Sinn kommen können, die Rappen umsonst haben zu wollen!!

„Ah, fünfhundert Rubel ist wenig,“ brummte er aber doch. „Noch für tausend Rubel wären sie billig.“

„Ich zweifle nicht daran,“ sagte Stepan. „Paschkin kauft jedoch nach seinen eigenen Preisen und soweit ich es beurteilen kann, dürfte es nicht klug sein, mit Paschkin handeln zu wollen.“

Der Polizeichef lächelte.

„Und du hast das Geld mitgebracht?“ brummte Urussow.

„Ja.“

„Paschkin scheint dir Vertrauen zu schenken,“ murmelte er mit einem bösen Blick.

„Anscheinend.“

„Fünfhundert Rubel! Und für tausend wären sie billig!“ Er tröstete sich durch einen Schluck Wutki. „Wann mußt du die Rappen haben? Sie sind draußen auf der Steppe.“

„Paschkin gab mir sechzehn Tage Zeit; die Rappen müssen in guter Verfassung ankommen.“

„Und wo wirst du wohnen?“

„Das hat die Polizei zu bestimmen. Ich reise für Paschkin.“

„Er wird bei Wassili Totsin wohnen,“ fiel der Polizeichef ein.

So wurde denn ausgemacht, daß Fedor Urussow seine Rappen, nein, Paschkin's Rappen, binnen sechsunddreißig Stunden vor dem Hause von Wassili Totsin abliefern sollte. Stepan aber machte sich mit dem Polizeichef auf den Weg zu seinem unfreiwilligen Gastfreund. Der Polizeigewaltige klopfte an die Türe, als sie an das Haus kamen, und ein Mädchen öffnete sofort.

„Ah, Katia!“ sagte der Polizeichef. „Sag' deinem Vater, er möge dem Herrn hier, der für Paschkin reist, Nahrung und Unterkunft geben!“

Damit schüttelte er Stepan die Hand, eine Entschuldigung murmelnd, daß der Dienst ihn rufe, und verschwand in der Dunkelheit. In Stepan Fline, dem Träumer, hatte der Name Katia ein wunderbares Erinnerung ausgelöst; etwas so Weiches, Sehnsüchtiges, Weltfernes, daß er, ungeschickt wie ein Junge, verlegen dastand und das Mädchen in der Türe schweigend anstarrte. Ihr Gesicht sah er in schattenhaften Umrissen, denn der Lichtechein blendete ihn und das junge Menschenkind da auf der Schwelle zwischen Nacht-dunkelheit und gelbem Stubenlicht war seinen Augen eine Silhouette von schlanken Gliedern, ein verschwommenes Bild. Nur durch die Massen hellbraunen Haars stahl sich

das Lampenlicht in leuchtendem Kreis, wie ein Heiligenschein.

„Komm doch herein,“ sagte sie. „Mein Vater ist bei einem Nachbarn; ich will ihn holen.“

Stepan trat in das Zimmer und blieb mit weitaufergeriffenen Augen stehen wie angewurzelt.

Dem Mädchen gefiel er, aber gar sonderbar kamen er und sein staunendes Schauen ihr vor. Etwas so Hungeriges, so Sehnsüchtiges, so Jubelndes lag in diesem Schauen, daß sie an Van, den großen zottigen Wolfshund denken mußte; der machte solche Augen, wenn er nach einer Woche des Streunens auf der Steppe den Weg nach Hause fand und sich unbändig freute, daheim zu sein. So hungerige Augen! Es war ihr, als hüllten seine Blicke sie förmlich ein, und sie wußte nicht, sollte sie sich freuen oder böse sein, denn so hatte noch nie ein Mann sie angesehen wie dieser Fremde mit den tiefblauen Augen voller Freude und voll Wunders. Doch es war etwas ganz Natürliches, daß es aus Stepan Olines Augen leuchtete wie Sternengefunkteln.

Das Märchen war ja zur Wahrheit geworden; der Kindertraum zur Wirklichkeit. Tag um Tag auf der langen einsamen Fahrt über die Steppen und durch die Wälder, die so viel Zeit zum Träumen gab, hatte er gegrübelt und gegrübelt, wo wohl an der großen Straße das Dorf sein mochte, in dem seine kleine Katinka wohnte, und ob er es je im Leben finden würde. . . . Ob das kleine Mädchen, das dem todmüden, schmutzbesprikten kleinen Jungen einst sein Stück Brot geschenkt hatte, noch immer so mitleidige Augen hatte? Wie sie wohl aussehen mochte jetzt? Ob sie wohl geheiratet hatte? Stundenlang hatte er von dem Kindergesicht geträumt auf der Reise und sich gewundert, ob er die kleine Katinka wiedererkennen würde, wenn er sie je sähe, nun, da sie ein Weib geworden sein mußte. Geschwelgt hatte er in Träumen, der dumme Stepan. Und jetzt war dem stillen Träumer von unwirklichen Märchenräumen auf einmal zu Mute, als müßte er jubelnd hinausjauchzen in die Welt, ob des Wunders, das da geschahen war: Das süße Mädchen Gesicht, das ihn verwundert beguckte, war Zug um Zug und Linie für Linie das kleine mitleidige Kinderköpfchen von damals in dem Dorf an der endlosen Straße.

Stepan hatte seine Katinka gefunden.

Katinka! jubelte es in ihm. „Meine kleine Katinka,“ flüsterte er ganz leise.

Wie eine Vision stieg die Vergangenheit vor seinen Augen auf. Er sah sich wieder als kleiner Bub vor der Türe dieses Hauses stehen, vom Kopf bis zu den Füßen überzogen mit zähem, breiigem, schwarzem Schlamm. Die kleinen Beine waren so müde; so schwer und gefühllos, als seien sie von Blei. Der Magen leer wie eine Trommel und ein Etwas in ihm, das brummte und fauchte wie ein wildes Tier — der Hunger. Dann das Dorf, die Menschen an den Türen, das mitleidige Aehselzucken, das Kind, das mit seinem Stück Brot dem Buben den schreienden Hunger stillte, die Frauenstimme, scheltend über des Kindes verschenktes Abendbrot. Das alles sah und erlebte Stepan wieder in dem Wahnheil einer Sekunde. Und als die Vision verschwunden war, blieb doch in lebendiger Wirklichkeit das Kinder Gesicht vor ihm, das kleine Mädchen von damals — reifer, weiblicher, schöner, aber das gleiche Gesicht, die gleichen nachdenklichen Augen, dasselbe Sonnenhaar.

„Katinka!“ sagte er ganz laut, und es war ihm, als müßte die Freude ihm die Stimme ersticken.

Staunend sah sie ihn an.

„Aber ja. Ich heiße Katia. Katinka nannte man mich, bis ich zu groß wurde dafür. Wer bist du? Woher weißt du, daß ich Katinka bin? Ich kenne dich nicht.“

„Und ich habe dich mein Lebenlang gekannt,“ sagte er leise.

Da rührte sich etwas in einer Ecke, ein Kind schrie, und Katia lief hin, das Kind aus der Wiege auf die Arme zu nehmen.

„Du bist verheiratet!“ stieß er hervor und seine Stimme klang heiser. Sie sah, wie blaß er geworden war und wunderte sich immer mehr.

„Aber nein!“ rief sie lachend. „Das Kind gehört Maria. Ich habe keinen Mann. Wen sollte ich auch heiraten!“

„Mich!“ jubelte Stepan. Das Mädchen vor ihm war sein einziger Gedanke und erfüllte ihn zum Ueberfließen.

„Dich?“ lachte sie.

Sie wunderte sich immer mehr, aber der Mann gefiel ihr. Schön äußerlich — die kernige Männergestalt, die

geraden ehrlichen Augen, das scharfgeschnittene, energische und doch so weiche Gesicht. Sie hatte ihn noch nie vorher gesehen, sie kannte ihn nicht, sie verstand nicht, weshalb er sich so freute, aber etwas von dieser Freude strömte doch, ohne daß sie es wollte, kaum daß sie es ahnte, über auf sie und erregte sie sonderbar.

„Ich will Vater holen,“ sagte sie endlich verlegen. „Sie sind alle drüben bei Dimitri Saro.“

„Warte noch,“ bat er. „Ich muß dir doch erklären. . . . Erinnerst du dich — vor zwölf Jahren war es — an einen Konvoi von Verschickten, der auf dem Wege nach Irkutsk an eurem Hause vorbeikam, und an einen kleinen Buben, schlammüberzogen von oben bis unten, der gar so hungrig war und dem du dein frischgebackenes Brot —“

„Boshe-moi,“ unterbrach sie ihn, staunend über alle Mäßen und lustig lachend, „den Buben hab' ich nie vergessen und ich hätte ihn ja auch nie vergessen können, denn jedesmal seitdem, wenn ich etwas Dammes anstellte, hieß es: Was soll man auch mit ihr anfangen! Sie verschenkt ja sogar ihr bißchen Essen an die schmutzigen Jungen der großen Straße. . . .“

Der schmutzige Junge war ich!“ (Fortsetzung folgt.)

Meldung.

Von Reinhard Weer.

Das Meldungsmachen ist eine der Haupttätigkeiten im soldatischen Pflichteneinmaleins. Von richtigen und guten Meldungen kann, wie man weiß, sehr viel abhängen. Deshalb wird das Meldungsmachen draußen höllisch ernst genommen. Zwei kleine Soldatengeschichten will ich erzählen, die davon Zeugnis ablegen können. Sie sind einfach und nicht aufsehenerregend, aber es steckt ein kern guten Preukenlebens in ihnen. Und sie haben überdies den Vorzug, wahr zu sein.

So war die Lage.

Zu viert hockten sie in ihrem Erdloch auf der kahlen Kalkhöhe, in die das Gewinde der Gräben wie Wurmspuren in einem Baumstamm eingekerbt war. Am Morgen, als er angekommen war, und einen fröhlichen Gruß den anderen vom Eingang her in die dunkle Höhle entgegengerufen hatte, war Sonnenschein gewesen, der selbst in die Tiefe des Unterlandes etwas wie eine Ahnung, einen Widerschein und Abglanz seiner lebendigen Heiligkeit gesandt hatte. Jetzt lag die kahle Höhe, rauchüberballt, Geschweißschläge hatten den weißen Kalk des nackten Berges schwarz und grün und giftiggelb überfleck, das kumwolle Grabengestein war wie von Würmerkellen zerstampft und zerrieben und die vier Menschen hatten sich wie furchtsame Tiere in den untersten Winkel des Felsenlochs vor dem Trommelfeuer verkrüppelt müssen. Das Scherenferrohr, an dem er noch vor wenig Minuten nach dem Feinde hin beobachtet und das Feuer seiner Batterie auf die Gräben der Juaven und Saugaleisen gerichtet hatte, war in Splitter zerfallen worden wie ein hiesiges Kinderpielzeug; ein Teil der das Gestein stützenden Balken war unter einem schweren Treffer trachend zusammengebrochen, und die leise aufleuchtende Stimme des Telephons, tröstliches Zeichen einer letzten Verbindung mit der Außenwelt, war längst verstummt. Sie sahen unter den Eisenschienen, die alle in die Last des zermürbten, ständig nachrückenden Kalkgesteins wach hielten, und warteten auf den Feind, der nun doch endlich kommen mußte, aber auf den Abend, der der Beschießung ein Ziel setzen würde — oder auf das Ende. Bis zum erlösenden Abend, das wußten sie, war noch Lang — aber wie stand's mit den beiden anderen Möglichkeiten? Einer hatte das Warten aufgegeben. Dem waren Splitter in Kopf und Unterleib geschlagen, hatten ihn in Sekunden hinweggerafft. Er lag, mit dem Oberkörper über den Telephonkasten gebeugt, dem Leutnant auf den Knien, der sich unter der Last nicht rühren konnte. Es sah aus, als wolle der Mann an dem Apparat etwas nachsehen, seinem Apparat, den er mit so viel Liebe betreut hatte. Diesen Tag wollte er rot anstreichen in seinem Kalender, hatte er gesagt, fünf Minuten vorher, als Eisensplitter und Steine und Erdklumpen durch die Bude prasselten. Dann hatte er ein Stück Brot hervorgezogen und flüchtig zugebissen. Den Rest davon behielt er in der Hand, als er rauchgeschwärzt und blutüberströmt zusammenbrach. Und auf das Brot, das seine Hand fest umklammerte, fiel das Blut in dicken heißen Tropfen, sprang es in kleinen, dampfenden Bächen. Die anderen sahen es mit düsterer Stumpfheit.

Der Artillerieleutnant dachte nach. Wie war es doch gewesen? Der letzte Blick aus dem Scherenferrohr hatte ihm dies gezeigt: die Schlucht von Beaufejour, kampfunkräft und rauchüberdunkelt, dahinter Höhen mit dem wohlbekannten Bild der französischen Aufnahmestellungen und Aetervergräben, noch weiter zurück ein kleines, braunes Gehölz, aus dem truppweise Infanterie hervorkam. Sie liefen, immer etwa zwei Dutzend Mann zusammen, über einen kahlen Hang von einigen hundert Schritt Breite, um dann in einer bewaldeten Mulde zu verschwinden. Immer neue Truppen in kurzen Zwischenräumen! Er hatte den

Telephonisten angefahren: „Meldung an Abteilung und Regiment: feindliche Infanterie schreitet auf Höhe 304 in Richtung Wargemoultin. Stärke bis jetzt gegen drei Kompanien.“ Der Telephonist hatte angerufen, die Zeichen aller Stationen durchgegeben, keine Antwort war gekommen. Also die Zeitung zerfassen! Und immer neue Trupps von Franzosen laufen über den Abhang! „Versuchen Sie es noch einmal, zum Teufel, ein ganzes Regiment, vielleicht eine Brigade gar, wird dort vorgeholt. Schreien Sie in den Apparat: Wichtige Meldung!“ Keine Antwort. Ich muß hinaus, denkt der Leutnant. Wenn die an unerwarteter Stelle vorstößen, rollen sie unsere ganze Linie auf. Aber jetzt hinaus? Bivoualloses Dyster — ich komme keine zehn Schritte weit! Also warten. Aber mein erstes muß diese Meldung sein, wenn ich diese Hölle hier überlebe. Jawohl!

Ein neuer Wolltresser bricht das Gestein und Gebälk über Ihnen, wirft sie durcheinander wie Bleisoldaten. Einer bleibt liegen, rührt sich nicht. Der Offizier will nach der ersten Betäubung zupacken, helfen, spürt auf einmal, daß er mit der Linken nicht greifen kann. Die sieht aus wie zerrissen, Blut springt heraus, der Daumen im verschmierten Handschuh hängt an einem Hautstücken herunter. „Schnell verbinden,“ sagt er heiser zu den Leuten, die sich gefast haben und bis auf kleine Schrammen an Kopf und Armen unverletzt sind, „Schnell, ich verblute sonst.“ Drei, vier Verbandpäckchen aus dem Taschenvorrat sind im Augenblick durchblutet, ein Fock muß herhalten. „Hölle,“ knirscht einer durch die Zähne. „Wenn's nur zu Ende ginge,“ denkt der Leutnant müde. Aber dann schafft er sich auf seinem engen Kavarsch unter den Schienen: „Nein, wir müssen leben! Die Meldung, die Meldung!“

Drei Stunden später ist doch der Abend gekommen. Im Dämmerlicht kriechen sie, alle leicht verwundet, unter Zurücklassung des Toten, aus dem Gestrüch unter den Eisenbahnen hervor. Das Artilleriefeld hat nachgelassen oder ist verlegt worden. Sie laufen gebückt, kommen durch.

„Nein, Doktor, erst muß ich zum Kommandeur, ein paar Minuten noch!“ Der Major fährt von seinem Sitz am Telephon auf, als in der Unterstandstür einer steht im verschmierten Mantel, ohne Mütze, Gesicht und Kleider blutbeschnitten, den Arm unheimig umwinkelt und verbunden, einer, den er erst an der Stimme erkennt. „Ich habe Herrn Major zu melden, daß der Feind starke Kräfte in Richtung nach dem Kludgraben vorgeschickt hat, vor drei Stunden schon fing es an. Die Stelle ist gefährdet. Bitte gehorhamsam um gefällige Weitergabe an die Infanterie und an die Division.“ Und während der Major schon nach allen Seiten telephoniert, berichtet er weiter: warum er nicht früher gemeldet, warum er nicht in die Anrückenden hineingeschossen, wieviele es gewesen. Dann, ein paar Minuten später, im Nachbarunterstand: „So, nun verarzten Sie mich, Doktor, aber machen Sie's gnädig! Und wenn Sie einen Rognal bereitstellen wollten, ich hätte nichts dagegen.“

Vom Westen nach Galizien. Drei Jahre später. Da setzen türkische Truppen, und bei ihnen steht ein einzelner deutscher Offizier, der Verbindung halten, den vorgelegten deutschen Stellen berichten, da und dort die Türken für den Stellungskrieg anleiten soll. An einem Maiaabend wird er schwerverwundet aus der Stellung getragen. Zwischen ihm und einem Generalstabsoffizier bei dem übergeordneten deutschen Armeekorpskommando kommt es an diesem Abend zu folgendem Telephongespräch:

„Der Leutnant N. . . Ich melde Herrn Oberstleutnant gehorhamsam, daß ich heute mit dem Divisionskommandeur in der neuen vorgeschobenen Stellung auf dem Maschinengewehrberg und in dem südlich anschließenden Tal war. Wir haben alle Gräben angefahren. Der Divisionär war sehr zufrieden mit der geleisteten Arbeit.“

„Schön. Wie weit sind Sie nach Norden gekommen?“

„Nach Norden bis zur Türkenflucht. Dort baut der Russe neue Zapfen vor.“

„Was geschieht dagegen?“

„Wir bauen auch unsererseits einen Graben, eine Art Sturmschutzstellung. Ich habe dem Bataillonskommandeur eine Skizze gemacht, wie er ihn führen soll. Ein Abzug davon geht morgen durch Meldereiter ans Oberkommando.“

„Gut. War alles ruhig vorn?“

„Wir bekamen ein paarmal Feuer von Maschinengewehren, Scharfschützen. Der Divisionär selbst hat zum Gewehr gegriffen, um zu erwidern!“

„Um. Er wird wohl nichts getroffen haben. Wie sieht der Drahtverhauf auf dem Berg jetzt aus? Vor einer Woche war er ganz zerlegt durch Artilleriefeuer.“

„Sie arbeiten daran, wenn auch nur langsam. Er ist stellenweise noch nicht weit genug, auch sind noch ein paar Lücken da. Für die Drahtverhaue hat der Türke wenig übrig. Aber ich habe mit den Kompanieführern an den gefährdeten Stellen gesprochen und sie haben mir bestimmt zugesagt, daß heute nacht daran weitergearbeitet werden soll.“

„Schön. Dann empfehle ich, daß Sie sich durch Augenschein an einem der nächsten Tage überzeugen, ob die Leute ihr Versprechen gehalten haben.“

„Das würde ich selbstverständlich tun, Herr Oberstleutnant, aber ich liege im Lazarett?“

„Im Lazarett?“

„Jawohl, ich bin soeben hierher transportiert worden und war im Begriff, es Herrn Oberstleutnant zu melden. Auf dem Rückweg hatte ich Pech, ich wurde verwundet.“

„Sie sind verwundet . . . und das sagen Sie jetzt erst?“

„Es ist wohl nichts Ernstes, aber ich habe sehr starken Blutverlust. Durchschuß durch den linken Oberschenkel. Ich bitte Herrn Oberstleutnant gehorhamsam, mir für die nächsten Monate einen Vertreter bestellen zu lassen.“

Die besüßigende Bremse.

Von Artur Fürst.

(Nachdruck verboten.)

Am zahlreichen Wagen der großen preussisch-berlinischen Eisenbahn wird jetzt eine Einrichtung angebracht, die in diesen Beziehungen recht bemerkenswert ist. Es handelt sich um nichts vorer als eine Bremse und dennoch um einen der wichtigsten Fortschritte, den die Eisenbahntechnik seit Jahrzehnten gemacht hat. Man versteht die Wagen mit einer neuen Bremse, und die Wirkung ist, daß sie fortan schneller werden fahren können. Trotz aller Kriegsnot ist der preussische Staat instande, für diese Neueinrichtung nicht weniger als 245 Millionen Mark auszugeben.

245 Millionen für eine Bremse! Da sieht wohl jeder ein, daß es sich um etwas ganz Besonderes handeln muß. Und das ist auch der Fall. Es wird nämlich nach Einführung der neuen Bremse die seit langem in den Fachkreisen bitter genug empfundene Tatsache verschwinden, daß die langsam fahrenden Güterzüge auf vielen wichtigen Strecken der deutschen Bahnen die dringend erforderliche Verdichtung des Verkehrs sowohl für Personen wie für Güter hemmen. Tag und Nacht folgen auf den großen Linien die Züge einander in engstem Zeitabstand. Ueberholungsgeleise, die in immer steigender Zahl angelegt werden, können doch nur mit Mühe ein Durchbringen der Schnellzüge ermöglichen. Die Schienenwege sind an vielen und gerade den wichtigsten Stellen am Ende ihrer betrieblichen Leistungsfähigkeit angelangt. Darum haben allmählich die Stimmen derer immer mehr Bedeutung gewonnen, die eine grundsätzliche Trennung des langsamen Güterverkehrs vom schnellen Personenverkehr verlangen. Sicherlich wäre auf sehr vielen Strecken die Verlegung dritter und vierter Geleise binnen kurzen unabweisbar geworden, wenn man nicht die sichere Aussicht bestünde, durch eine grundsätzliche Verbesserung des Güterverkehrs eine durchgreifende Entlastung der Strecke herbeizuführen.

Die Fahrgeschwindigkeit, die ein Zug haben darf, ist nämlich nicht nur von der Leistung der Lokomotive, sondern auch von der Bremse abhängig. Jeder kennt ja das Bild der auf dem fahrenden Güterzug hochenden Bremser. Sie haben die Aufgabe, auf den durch die Dampfheize gegebenen Befehl des Lokomotivführers die Bremsen anzuziehen. Das geschieht aber höchst unregelmäßig, da durchaus nicht alle Bremser gleichmäßig arbeiten. Die Folge ist ein starkes Stößen im Zug und Reizen an den Kupplungen, da die losen gebremsten Wagen auf die bereits mehr verlangsamten auflaufen und dann von den Pufferfedern wieder zurückgeworfen werden. Einen schnell fahrenden Zug auf diese Weise zum Halten zu bringen, ist nicht möglich, ohne fortwährend die dringende Gefahr einer Zugzerreißen heraufzubeschwören. Nur aus diesem Grund kriechen bis jetzt die Güterzüge so langsam über die Strecken. Daß sie nicht schneller fahren, liegt selbstverständlich nicht an der Zugkraft, sondern an der Bremse.

Die ausgezeichnet wirkende Druckluftbremse, die bei Personen- und Schnellzügen ganz allgemein im Gebrauch ist, konnte bisher für Güterzüge nicht verwendet werden. Es hat dies seinen Grund in der sehr viel größeren Längenausdehnung der Lastzüge. Die Apparatur der Druckluftbremse braucht vor ersten Anstellen des Führer-Bremsventils bis zum Eintreten der vollen Wirkung eine gewisse Zeit. Und diese Zeit wächst sehr stark mit der Entfernung der einzelnen Wagen von der Lokomotive. Bei einfacher Uebertragung der Schnellzugbremse auf den Güterzug würde der vordere Zugteil schon vollständig festgebremst sein, während die hinteren Wagen noch ihre volle Geschwindigkeit beibehalten haben. Das würde wiederum zu Zugzerreißen führen. Jetzt aber ist durch eine neue Erfindung, um die man sich zwar schon seit mehr als zwölf Jahren bemüht, die aber doch in der Hauptsache während des Krieges im Schoß der preussischen Staatsbahnverwaltung gereift ist, die Möglichkeit der mechanischen Güterzugbremse geschaffen. Nach einer Reihe von Jahren werden sämtliche Güterzüge bei uns mit Personenzuggeschwindigkeit gefahren werden, was eine ganz außerordentlich wichtige Betriebsverbesserung darstellen wird.

Die vielen Millionen, welche für die neue Bremse ausgegeben werden müssen, lassen sich also durch Ersparnis der außerordentlich hohen Ausgaben für die Anlegung von Erweiterungsgeleisen und den Ankauf der hierzu erforderlichen Geländestreifen wieder einbringen. Denn es ist klar, daß ein mit 60 Kilometern Stunden-geschwindigkeit dahinfahrender Güterzug das Gleis nur halb so lange in Anspruch nimmt, wie ein solcher, der nur 30 Kilometer Stunden-geschwindigkeit hat. Mit der neuen Vorrichtung, die nach ihrem Erfinder, dem Geheimen Oberbaurat Kunze und der an ihrer Entwicklung lebhaft beteiligten Knorr-Bremse-A.-G. Kunze-Knorr-Bremse heißt, ist ein mechanisches Kunstwerk allererster Ordnung entstanden und zugleich der innere Widerspruch einer beschleunigten Bremsvorrichtung in Stahl und Eisen greifbare Wirklichkeit geworden.

Die spanische Krankheit.

Fern im Süd das schöne Spanien,
 Spanien ist ihr Heimatland,
 Die vom Heime der Kastanien
 Hin den Weg gen Norden sand.
 An der Spree, der Seine, Themse,
 Macht es sich bequem das Vieh,
 Spicht zu jedem zärtlich: „Nemin sel!“
 Und sieh da, — schon hat man sie!

Ob monsieur, ob Herr, ob mister,
 Ob madam, ob Frau, ob miß,
 Schwester, soeur, sorella, sifter,
 Ist für sie kein Hindernis!
 Keiner trägt den Schmerz alleinig.
 — Welt, wann macht sich der Termin,
 Wo du über China einig
 Wie jetzt über das Chinim?

Spanische Krankheit, schöne Grippe,
 Die durch ganz Europa kroch,
 Du infamigste Kantippe,
 Etwas Gutes hast du doch:
 Es bemerken alle Länder
 Unter deinem bösen Joch:
 Internationale Vänder
 Gibt es trotz des Weltkriegs noch!

Karlchen.

Vermischtes.

* **Bauernregeln für August.** Um St. Laurenti (10.) Sonnenschein, bedeutet ein gutes Jahr von Wein. — Wer im Heu nicht gabelt, im Schnitt nicht zapfelt, im Lesen nicht fröhlich aussieht, der sieht zu, wie es ihm im Leben geht. — Wenn die Haselnüsse geraten, dann gibt es meist auch viel Eicheln. — Der Tau tut dem August so not, wie jedermann das tägliche Brod. — Gar fröhlich wird der Landmann sein, der gute Ernten brachte ein. Bei ihm ist alles wohl bestellt, denn Kati gab er seinem Feld. — Wenn recht viel Goldfäher laufen, braucht der Wirt der Wein nicht zu kaufen. — Wie Bartholomäus (24.) sich hält, so ist der ganze Herbst bestellt. — Hitze an St. Dominikus (5.), ein strenger Winter kommen muß. — Maria Himmelfahrt (15.) Sonnenschein, bringt uns viel und guten Wein. — Wenn's im August ohne Regen abgeht, das Pferd mager vor der Krippe steht.

Büchertisch.

— **Elsaß-Lothringen und die internationale Lüge.** Von Dr. G. Kuland, Colmar i. Elß. J. Bielefelds Verlag, Freiburg im Breisgau. Preis 1 M.

— **Der Weltkrieg.** Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914. Herausgegeben von Dr. G. H. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Bst 175 und 176, Preis je 40 Pf. Die Entstehung des Krieges zwischen Deutschland und der nordamerikanischen Union wird für historiker und Völkerrechtler der Zukunft ohne Zweifel ein Problem von hervorragender Bedeutung sein. Ein tief und weit ineinander greifender Zusammenhang von Verhältnissen, Beziehungen und Fragen, wie sie vorher noch nie da waren, ist aufgetreten. Zwischen den Regierungen entspann sich ein diplomatischer Zweikampf von wachsender Schärfe; geheime Mächenschaften jenseits des Ozeans und die öffentliche Meinung auf beiden Seiten wirkten auf die Zuspitzung der Lage hin. Für den Historiker, der einmal ein klares Bild dieser wahrhaft weltbedeutenden Begebenheit zeichnen soll, muß zunächst das gesamte Material bereitgestellt werden. Dieser Ausgabe unterzieht sich nun wieder der „Weltkrieg“ in seinem Bsten 175 und 176. Eine besondere Behandlung findet ferner die Frage der bewaffneten Konfliktverhältnisse.

— **Die Schönheit.** Mit Bildern geschmückte Zeitschrift für Kunst und Leben. Mit Beiblatt „Licht, Luft, Leben“. 15. Jahrgang, Heft 1. 1,50 M. (Verlag der Schönheit, Dresden N. 24.) In vollständig neuem Gewande tritt mit dem sechsten zur Ausgabe gelangten ersten Heft die bekannte Monatschrift in den 15. Jahrgang ein. Das Heft legt wiederum Zeugnis ab von dem ersten Bestreben zur Förderung einer gesunden deutschen Kunst, einer auf sonniger Naturseligkeit beruhenden Weltanschauung und einer naturgemäßen Körper- und Geistespflege. Neben einer Würdigung des Malers R. Schmolz von Eisenwerth mit zahlreichen Abbildungen aus der Feder von Egbert Delpy, wird namentlich allen Naturfreunden der Beitrag von Professor Dr. B. Hoffmann über die Schönheit des Vogelgefängnis reiche Anregung bieten. Dazu plaudert Viktor Splwester über Familienfremd und Rasenpflege. Novellen und zart empfundene Gedichte ergänzen den Inhalt des bildlich reich ausgestatteten Heftes.

— **Neuersehungen von Reclams Universal-Bibliothek.** Nr. 5981/82. Ein verhängnisvolles Blatt und andere Geschichten. Von Anton von Verschell. Nr. 5983. Die Kettelnich-Bastete. Ein appetitliches Lustspiel in drei Gängen. Von Rudolf Lothar. Bühneneinrichtung.

Nr. 5984. **Kriegsnovellen.** 9. Band. Mit Beiträgen von G. Fr. Blind, J. Gög, M. Gampel, S. D. Dehke, M. Proskauer, S. Rolf, S. Unger, S. Wantoch, Heinz Welten. Nr. 5985/86. Gustav Mahler. Von Dr. Arthur Reiser. (Musiker-Biographien. 35. Band.) Nr. 5987. **Bekannte Kriminalfälle.** Nach dem Neuen Bitaval und anderen Quellen. Herausgegeben von Dr. Max Wendheim. 12. Bd.: Manolescu, der Fürst der Diebe. Bearbeitet von Herrn. Bilg. Nr. 5988—5990. **Kriegsgesetze des Deutschen Reiches.** 10. Ergänzungsheft. Abgeschlossen am 1. Januar 1918. Verlagsausgabe mit kurzen Anmerkungen und Sachregister. Herausgegeben von Karl Pammer.

— **Deutsche Hochschulzeitung.** Das 1. Heft des 10. Jahrganges dieser Hochschul-Zeitschrift ist soeben erschienen. Der Bezugspreis beträgt halbjährig nur 6 Kronen oder Mark. — Probeheft unberechnet vom „Deutschatademischen Verlage“, Wien, 7., Siebensterngasse 58.

— **Vollkochbüchlein für die Kriegs- und Uebergangszeit** von Fel. Ch. Wittich, Lehrdame des städtischen Gaswerks in Mainz, 4. Auflage. Mit vielen erprobten Kochvorschriften paßt sich das Büchlein auch den einfachsten Verhältnissen an und bietet außerdem eine genaue Anleitung über die Benutzung der Kochkiste, des Gasherdes und wird somit allen Hausfrauen bei der immer schwieriger werdenden Art des Kochens während und nach dem Kriege sicherlich viele Vorteile bringen. Preis 40 Pf. Mainz, J. Diemer, Großh. Posverlag.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

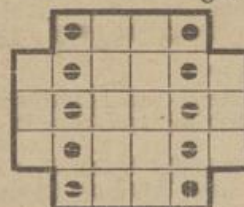
Tomatensalat. Man bereitet aus 1 Kilogramm in der Schale gekochten Kartoffeln, die man heiß zerdrückt und leicht salzt, einem Kiloget Ei und 250—300 Gramm Mehl einen Teig, rollt 3 Zentimeter dicke Wänsche aus, schneidet talergroße Blättchen ab, drückt sie an ein Reibeisen, das mit Mehl besetzt wurde, und läßt sie in siedendem Salzwasser portionsweise gar kochen. Auf ein Sieb gelegt, spült man sie mit kaltem Wasser ab und erhitzt sie nochmals in leicht gebundenem Tomatenmus. Kochen dürfen sie nicht mehr, nur durchziehen.

Soße zu Pellkartoffeln oder kaltem Fleisch. Man rührt 200 Gramm frischen Quark, der durch die Kartoffelpresse gedrückt wurde, mit 1 Glas Rotwein und 1 Tasse Johannisbeergelee, 1 Teelöffel Senf, etwas Salz und Pfeffer schaumig und verbraucht sie gleich, da die Soße durch längeres Stehen an Geschmack verliert.

Verwertung von Johannisbeersaft. Ungezuckerter Saft von weißen Johannisbeeren kann statt Essig zum Einlegen von kleinen Zwiebeln verwendet werden, wodurch diese behaltend an Wohlgeschmack und Bekömmlichkeit gewinnen. Kocht man sie in den Gläsern der Haltbarkeit wegen sterilisieren, und zwar 30 Minuten bei 90 Grad. Schwarze Johannisbeeren geben einen sehr gesunden, im Geschmack dem Wein ähnlichen Saft. Da dieser Saft dick und ölig ist, tut man gut, die Beeren mit Wasser, das bis zur Hälfte stehen kann, an der Herdseite unter häufigem Umrühren zerzumen zu lassen und dann erst auszudrücken. Dem Saft wird gefilterter Zucker, 300 Gramm auf 1 Liter, zugefügt. Man sterilisiert ihn 20 Minuten bei 70 Grad. Die beim Pressen gewonnenen Rückstände kann man meistens noch zweimal ausblühen und den Saft zu roter Grütze verwenden.

Von Lindenblüten läßt sich auf die hier schon einmal für Polunderblüten angegebene Weise ein äußerst erfrischender und wohlschmeckender Trank herstellen, doch empfiehlt es sich, außer Essig noch etwas Zitronensäure zuzusetzen und ihn nur 2 Tage mit reichlich Blüten stehen zu lassen. Ueberhaupt kann dieser ungezuckerter Saft überall statt Essig verwendet werden, gezuckert kommt sein Geschmack dem des Weißweines von allen Obstsorten am nächsten und eignet sich besonders zur Herstellung von Botofen.

Füllrätsel.



1. hoher französischer Titel
2. Behälter
3. Speise
4. weibliche Märchengestalt
5. Familienglied.

Die Buchstaben A A A B C E E E H H I I N N O P R R R S S S T T sind in die Felder obiger Figur derart einzutragen, daß die fünf waagrechten Reihen Wörter von der beige-fügigen Bedeutung bilden, während die beiden durch schwarze Felder bezeichneten senkrechten Reihen eine Weltstadt und einen europäischen Fluß bezeichnen.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Versteckrätsels in voriger Nummer:
 Keine Rosen ohne Dornen.